

Berlins Bestrebungen zur Förderung des Gartenbaues und der Landwirtschaft.

(Aus einer Rede des Oberbürgermeisters Dr. Voß.)

Keine öffentlichen Betriebe — sondern Hilfe für die freie Wirtschaft! Bekämpfung der Einfuhr und Belegung der Ausfuhr gartenbaulicher Erzeugnisse durch gesteigerte Produktion.

In Nr. 95 der „Gartenbauwirtschaft“ berichteten wir über die Voßumer Rede Dr. Schachts und erwähnten u. a., daß Dr. Schacht besonders die öffentliche Finanzwirtschaft außerordentlich scharf kritisierte. Seine Kritik hat die angegriffenen Stellen zu ebenso scharfer Erwiderung veranlaßt. Die Tagespresse hat darüber ausgiebig berichtet, es sei an dieser Stelle nicht weiter darauf eingegangen. Um aber dem durch die Ausführungen Dr. Schachts leicht entstehenden Eindruck vorzubeugen, daß der öffentlichen Wirtschaft allgemein vorzuwerfen sei, sie treibe verantwortungslos Finanzpolitik und schädige die Privatwirtschaft, geben wir nachfolgend einen Auschnitt aus einer am 31. Oktober 1927, also vor der Schachtschen Kritik, gehaltenen Rede des Berliner Oberbürgermeisters Dr. Voß wieder:

„Es ist vielleicht nicht allen bekannt, daß mit Flugzeugen zu bestimmten Jahreszeiten von Holland Schnittblumen nach Berlin gebracht werden, daß also die erheblichen Lasten, die auf diesem Verkehr ruhen, von dem Schnittblumenverlauf getragen werden können, und daß das Geld, was hier in Betracht kommt, aus den Taschen der Berliner oder der Deutschen nach Holland gebracht wird. Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt ist — ich greife damit späteren vor —, daß wir früher einmal aus Berlin eine starke Ausfuhr von Schnittblumen nach Rußland hatten und daß dieser ganze Schnittblumenverkehr nach Rußland heute vollkommen erledigt ist, daß wir aber in unserem Bereiche heute drauf und dran sind, die Gärtnerei so zu entwickeln, daß sie nicht nur den eigenen Bedarf vollkommen decken, sondern daß sie auch wieder auf den alten Grundlagen ausführen kann. Auf dazu nicht nur das gehört, was wir bisher getan haben, sondern mehr, das weiß ich wohl. Aber eine große Sache muß einmal angegriffen werden, wenn sie zu einem Ziele kommen soll und wir haben es nötig in Deutschland, wir haben es nötig in Berlin, unsere Wirtschaft zu fördern, wo sich immer Gelegenheit dazu bietet.“

Wir sehen nicht ein, weshalb wir nicht in Berlin selbst erzeugen sollen, was die Holländer uns bisher eingeführt haben. In England, in London ist man viel geschickter gewesen, da hat man schon längst vor dem Kriege ungeheure Flächen der Umgebung mit Glashäusern bedeckt. Man hat dort die holländische Einfuhr auf diesem Wege vollkommen ausgeschaltet und hat obenrein dort große Mengen von überflüssigem Gasfloss verwendet. Wir sind in verhältnismäßig viel besserer Lage. Wir haben jetzt im Süden eine große Kläranlage unserer Kanalisation nach einem ganz modernen System zu dem Zweck, nicht nur vom kanallastigen Gesichtspunkte aus die Abwässer der Stadt Berlin möglichst günstig zu verwenden, sondern auch um aus den Einflüssen ein außerordentlich heizkräftiges Gas zu gewinnen und dieses Gas nachher nützlich zu verwerten.

Als wir das Gut Groß-Ziethen im Süden in unmittelbarer Nähe dieser neuen Kläranlage kauften, haben wir niemand verklärt, daß wir dabei einen besonderen Grund hatten. Wir wollten es nämlich haben, um auf dem Grund und Boden auch die Gärtnerei anzusiedeln, die diesen wirtschaftlichen Zweck, von dem ich eben sprach, erfüllen soll. Wenn Sie sich heute dieses Gut Groß-Ziethen ansehen, können Sie schon den ersten Schritt beobachten. Da ist ein riesiges Glashaus errichtet worden von einem Privatmann, der von der Stadt den Grund und Boden gepachtet hat und dort wundervolle Rosen zieht. Wir können dadurch nicht nur Geld verdienen, sondern — was mindestens ebenso wichtig ist — wir können eine erhebliche Anzahl von Arbeitskräften beschäftigen. Darin ruht erich ein großes Wirtschaftsproblem. Wir können nicht auf die Dauer, vielleicht Jahrzehnte hindurch, die große Zahl von Arbeitslosen in unserer Wirtschaft mitschleppen. Wir müssen dafür sorgen, daß zusätzliche Arbeitsgelegenheit geboten wird und daß die Menschen Arbeit finden, die ihnen die Möglichkeit verschafft, zu leben.“

Wer müssen dahin gelangen, daß wir ähnlich, wie ich es vorher an einem einzelnen Beispiel zu zeigen versucht habe, die Einfuhr in erheblichem Umfange abbauen, und wir müssen dabei die einzelnen Gebiete besonders bearbeiten. Nämlich, wie die Gärtnerei, von der ich vorher sprach, kann man ein anderes Verwaltungsgebiet, die Landwirtschaft, behandeln. Wir haben uns auf den Standpunkt gestellt, daß es unter eigener Hand ist, wenn wir der Landwirtschaft Geld geben, damit sie in unserer unmittelbaren Umgebung eine möglichst intensive Wirtschaft betreibt. Es ist unser Interesse, ebenjogut wie das der Landwirtschaft, daß die Moore und Sümpfe sowie die Sandgegenden in unserer Umgebung melioriert werden, daß man dort Weiden und Felder schafft, damit man erzeugt, was wir verzehren und auch bezahlen können. Wir haben der Landwirtschaft für solche Zwecke Millionen an Krediten zur Verfügung gestellt und es sind schon erhebliche Flächen melioriert worden. Ich hoffe, daß wir auf diesem Wege im Rahmen unserer wirtschaftlichen Kräfte forscher können. Das sind Aufgaben, die nicht nur für Berlin da sind, sie sind auch in anderen Gemeinden des Reiches reichlich vorhanden und wir können da noch sehr viel machen, wenn wir bloß Hand anlegen. Die Mittel, die bisher von Reich und Staat hierfür zur Verfügung gestellt worden sind, sind viel zu gering. Unser Ministerpräsident Braun hat sich bekanntlich gleichfalls der Meliorationsfrage in großem Umfange und sehr intensiv angenommen und vieles dadurch in Preußen vorwärts gebracht. Daß unser Berliner Handel und die Industrie mit solchen Aufgaben im allerinnigsten Zusammenhang stehen, müssen wir uns klar machen.“

Es ist besonders erfreulich, daß die Verwaltung der Reichshauptstadt, im Gegensatz zu anderen Gemeinden, öffentliche Gelder nicht dazu benutzt, Kommunalbetriebe zu errichten, sondern sie der Privatwirtschaft zu produktivem Zweck zur Verfügung stellt.

Mitschleppen der Faulenzen und dergleichen kollegialen Unjug nichts wissen wolle. Er wird aber fähig sein zu verstehen, daß die Gemeinschaft im Grunde nichts anderes will, als er selber, nur daß sie ihn mit weniger Mühen belasten würde, als er in der Vereinigung zu tragen hat, und daß sie seinen Erfolg zu erhöhen willens und in der Lage ist. Er ist ein verständiger Mann und wird für seinen Vorteil Verständnis haben und sich ihm nicht verschließen. Bleibt das bitter-schafliche Nüßlein der Widerwärtigen, denen innerhalb ihrer vier Pfähle mit Gründen überhaupt nicht beizutommen ist, für die es auch kein Rezept der Behandlung gibt. Aber da sie meist Disputierkunst ersten Ranges sind, aufbegehrend und geborene Widersprecher, lassen sie sich vielleicht dazu reizen, uns ihre vernichtenden Darlegungen in unrer Versammlung an den Kopf zu schleudern. „Wer schimpft, der kauft“, heißt's im Laden; sagen wir, wer schimpft, der müsse sich, ob er will oder nicht, für das, worüber er schimpft, interessieren. Also lassen wir ihn schimpfen, tüchtig und gründlich. Veröhnungsreiche Ehen sind wärmer und liebevoller als friebliche. Wenn der Schimpfer sich tüchtig in unsere Arbeit hineingebat hat, fängt er an zu sagen, was wir besser machen müssen, und wenn er überhaupt etwas taugt, wird aus dem Saulus ein Paulus, aus dem Reher ein Befenner und Mitarbeiter, ob aus Born über uns oder aus Mitleid mit uns, ist gleichgültig. Tadel ist oft wertvoller für eine Entwicklung als Lob, darum soll man die als widerwärtig Bekannten heranziehen vor allen anderen. Und die als lässig und als lässigkeit als unzuverlässig bekannten Kollegen? Laßt sie laufen! Als Lässige schaden sie nicht, und wenn sie sich zum Trost aufschwingen und fleißig werden sollten, kommen sie von selber. Man muß eben zum Werbegeschäft guten Humor haben, kein Bedant und kein Nechtshabensvoller sein und frühlich etwas tiefer zu blicken verstehen, als nur auf der Leute Westentöpfe. Es sieht dort drunter oft ganz anders aus, als die Sage geht. In meiner Heimat wurde einmal der gottloseste Mann der Gemeinde zum Kirchenältesten gewählt. Da meinte er Tränen der Nührung und wurde ein leuchtendes Beispiel tatkräftiger Frömmigkeit. Ohne den Humor, der ihn in der Wahl durchgedrückt hatte, hätte er niemals etwas von den guten Kräften gezeigt, in denen er sich nach der Hand so glänzend bewährte. Wenn Gott schon einen frühlichen Geber lieb hat, so muß ein frühlicher Werber bei ihm erst recht in Gnab' und Erfolge stehen. (Fortf. folgt.)

Obstzüchter!

Denkt an die Absatzwerbung durch das Obstplakat

„Ert deutsches Obst!“

Um diesen Einzelfall zu Ende zu behandeln, wir haben — vielleicht ist Ihnen das auch nicht bekannt — den Gärtnern in Berlin Kredite der Stadt zur Verfügung gestellt mit niedrigen Zinssätzen, mit niedrigen Amortisationsraten, um sie zu veranlassen — und nur zu dem Zweck —, Warmhäuser in Berlin zu bauen und in diesen Warmhäusern diejenigen Gärtnereierzeugnisse zu züchten und hervorzubringen, die aus Holland eingeführt werden, wie Gurken, Tomaten, Schnittblumen, Blumentrost und Kollohl. Die praktische Arbeit hat gezeigt, daß Berlin durchaus imstande ist, seinen Bedarf vollkommen selbst zu decken.

HÖCHSTE ERTRÄGE

sichern Sie sich durch richtige Bodenbearbeitung mit der

SIEMENS = K5 = FRÄSE

Das ungetreue Liebespaar.

Roman von Paul Oskar Höder.

Copyright 1927 by August Scherl G. m. b. H., Berlin.

(27. Fortsetzung.)

„Aber Sie ist doch in Berlin —“ Sie brach gleich wieder ab, erschrocken über sich selbst.

„Er hatte sich völlig in der Gewalt. In seinem Gesicht beneigte sich nichts. „Ja, Sie ist in Berlin.“ Es wird wohl ein großes Welterst heute abend am Kurfürstendamm geben. Man wird ins neue Jahr hineinlängen.“

„Und du rollst da im Zuge so weit weg, Onkel Christian... Wenn du zurückkommst, ist Sie dann schon auf der Fahrt nach Ägypten?“

„Nein, Sie will ja zuerst ihre Mutter in Dresden besuchen.“

Er stand da und sann, sah in die Ferne, über die entlaubten Kastanien hinweg in den unenblischen grauen Winterhimmel. Sie empfand, daß er ebenso verlassen war wie sie. Ihr ganzes Kinderherz drängte zu ihm. Sein schmalere, brauner Kopf war hoch gehoben, trohzig. Seine blauen Augen blickten häßlern. Nein, Sie wagte es doch nicht, ihm lässig zu fallen. Aber irgend etwas Gutes wollte sie ihm sagen, wenn auch ganz schüchtern, damit er ihre Anteilnahme fühlte.

„Soll ich —“ begann sie zögernd und unsicher, „soll ich ihr einen Strauß bringen, wenn Sie abfährt, Onkel Christian?“

Es war, als wenn er mit seinen Gedanken aus weiter Ferne zurückkehrte. „Einen Strauß?“ Er lächelte und strich ihr lässig übers Haar, das, nur mit Wasser gepflegt, etwas großsträhmig war und hellblonde Stacheln ausstieß. „Ach, kleine Sie, Siehst du, es muß ja nun monatelang ohne diese kleinen Aufmerksamkeiten aus Paris gehen. Die erweisen andere viel sünster und vünftlicher.“ Er trat zu seinem Handgepäck. „Ich weiß auch nicht einmal den Zug. Sie wird bis Htern ja hundertmal abfahren, in Europa und in Afrika, immer werden ihre Sträuße zum Zuge gebracht werden — und ich werde kein einziges Mal auf dem Bahnsteig stehen können und mit dem Taschentuch winken.“

„Aber diesmal — wenn du mir's nicht verbietet — da bring' ich ihr doch noch mal Blumen von dir, Onkel Christian, — weil Sie doch jetzt noch nicht in Afrika ist.“

Er mußte über ihren Eier lächeln, gab ihr einen tameradischlichen Klaps auf die Schulter und sagte: „Ja, tu das, Tante Ute. Natürlich. Weil Sie doch jetzt noch nicht in

Afrika ist. Und grüß' Sie recht schön von mir. — Du bist ein liebes Kerlchen, Tante Ute.“

So ging er. Am Tor sah er sich noch einmal nach ihr um und winkte ihr zu.

Er ahnte nicht, was in dem kleinen Herzen vor sich ging.

Auf dem Anhalter Bahnhof in Berlin mußte Sie wieder einmal Cercle abfallen. Ein zufällig anwesender Filmopereur turbelte die Gruppe für die Wochenschau, nachdem er gehört hatte, daß die elegante junge Dame, der all die kostbaren Blumenpenden in ihr Abteil erster Klasse gereicht wurden, die berühmte Goffmeisterin sei.

Frau Theres hatte sich eingefunden, sogar Benno hatte sich freigemacht. Die junge Frau Vivian erschien in einem Breitschwanzpelz, dessen sich Frau Theres noch wochenlang mit Neid entsam. Wohl ein Duzend junge Herren und Damen füllten den Platz vor dem Wagen mit einer Wolke von Blumenduft und leichtem Geplauder.

Als Ute ihre wunderbaren Orchiideen überreichte und Christels Namen nannte, ward Sie ein paar Sekunden schweigend. Sie beugte das Gesicht in die fremdartigen Gewächse. „Apo doch noch!“ hörte Ute sie fager. Sie gab Ute die Hand, drückte sie fest, sprach aber weiter kein Wort.

In diesem Augenblick ging ein lustiges Rufen los. Man zeigte, winkte. Doktor Vincent Rufius tauchte an der Sperre auf, mit einem Niesenstrauß von golden leuchtenden Ophelia-Rosen beschnitten. „Er schlägt uns natürlich alle nieder!“ rief einer der jungen Herren. Der Strauß war so groß, daß er kaum durchs Wagenfenster ging. Alles lachte. Der Zug setzte sich in Bewegung. Der Operateur turbelte.

Günther Habras Besitztum am Weihen Hirsch bei Dresden war im letzten Jahr durchgreifenden Veränderungen, Um- und Ausbauten unterzogen worden. Es hatte eine neue Herrin bekommen, die sehr zielbewußt war.

Was hatte man sich doch an der Elbe den Mund darüber zerschlagen, daß der noch kaum fünfundsiebzigjährige, nach einigen Jahren der Witwerhaft, seine neue Wahl nicht unter den jungen Töchtern des Landes getroffen, sondern sich mit einer Frau verheiratet hatte, die bereits eine erwachsene Tochter besaß. Es wurde geulkt, es wurde geweißelt. Die Witwe des Hofkammerates von Borowits entwickelte aber gerade die Eigenschaften, die Habras erster Frau gefehlt hatten: sie besaß Geschmad und Weltgewandtheit, sie war viel gereift, hatte

in den ersten Kreisen der internationalen Gesellschaft verkehrt, war äußerst sportliebend und — nicht zuletzt — sie verstand die Kunst, mit Grazie Geld auszugeben.

Habra war keine Schönheit, war kein großes Kirchenlicht, er verbandte die Erhaltung und Mehrung des ihm in den Schöß gefallenen Niesenvermögens auch durchaus nicht etwa größerem Spekulationsgeist, sondern lediglich einem gewissen Schieberinstinkt: er hatte die Mehrzahl seiner Kapitalien sicher im Ausland anzulegen gemußt, zu einer Zeit, als es noch für Patriotenspflicht galt, sie im Inland zerrinnen zu sehen. In manchen Kreisen hatte man damals über den allzu pfiffigen und eilfertigen Landmann die Achsel gezuckt. Heute war seine Schuld längst vergessen — und man gab ihm sogar recht. Jedemfalls hatte er sein Geld gerettet und zeigte sich dem Schicksal dankbar dafür, denn er rechnete unter die wenigen Finanzgrößen, auf die bei den großen Wohlstandssammlungen zu zählen war. Auch dies burfte dem Einfluß seiner zweiten Frau zugeschrieben werden, denn ihre Vorgängerin hatte sich stets ängstlich bemüht, den Verdacht des Reichums abzuwehren. Ihr einziges Talent war die Sparsamkeit gewesen.

Aber nun wurde aus dem Wollen gewirtschaftet. Während sich die Neuerwählten auf Reisen befanden, hatten die Architekten und Referanten alle Hände voll zu tun, um die mit Frau Stefanie durchbedachten Pläne auszuführen. Eine große Terrasse mit schöner Aussicht wurde gebaut, die altmodischen Türnchen und Figuren und Studienscheuheiten verschwanden von der Fassade der Villa, im Innern wurden Kabinette eingerichtet und aus Reihen von murrtlichen Büchenscheibekästchen ein paar schöne, große Wohnräume und Repräsentationsäle geschaffen, das ganze obere Stockwerk erhielt größere Fenster und damit Licht und Luft für die Schlaf- und Gästezimmer, ein Wintergarten wurde angelegt, ein Billardzimmer, und das riesige Marmorbad, von dem ein paar Zeitschriften Bilder veröffentlichten, galt als Inbegriff verwegener Aufwandes für alle, die die ewig kümmerliche und staubgraue Frau Habra I gelangt hatten. Auch in den Villen, die Habra im Ausland besaß und die teils altmodisch, teils verwahrloßt waren, wurde das Unterste zu oberst gefehrt. Da auch Künstler beschäftigt und seltene Sammelstücke angeschafft wurden, kam Habra sogar in den unbedeutenden Ruf, ein Mäzen zu sein. Er wäre glücklich gewesen, hätte ihn nicht das Wohlleben, denn er sich nun, nach den sieben mageren Jahren seiner ersten Ehe, hingeben durfte, gar zu rasch in die Breite gezogen. Er mußte turnen. Frau Stefanie, über ein Jahrzehnt älter als er,

ging ihm mit bestem Beispiel voran. Sie trieb jeden Sport, ließ sich massieren, wirkte verteuftelt jung, machte „die Kerze“ wie eine achtzehnjährige Wignanshülerin und tanzte die mondänen Tänze ebenso flott und atemischer wie ihre Tochter.

Zu einem harmonischen Verkehr mit seiner Stiefochter, der jungberühmten Goffmeisterin, hatte es Günther Habra bisher leider nicht bringen können, obwohl er sich die beste Mühe gab, schon Stefaniens wegen, die doch sehr an Sie hing. Er kam sich gegenüber etwas lächerlich vor. In ihrer Gegenwart bemühte er sich, den Cavalier zu spielen. Aber das lag ihm nun einmal nicht. Er fürchtete auch immer ihren lächelnd überlegenen Blick. In seinen vom besten Schneider gebauten Anzügen fühlte er sich sofort nur wie gelehrt, wenn sie bloß so einmal über seine gebrungene und da und dort ausladende Gestalt hinsah. Er zog dann immer wieder die Weste zurecht und suchte sich Haltung zu geben. Es half nur wenig. Und sein Reich bei jeder sportlichen Betätigung, die er in ihrer Gesellschaft ausübte, war niederziehend. Am allermeisten aber ärgerte er sich über sein Sächsisch, denn das erzwungene Hochdeutsch, in dem er zu Sie sprach, erschien ihm selber komisch gespreizt. Dabei war er doch wieder so stolz darauf, daß dieses wunderwolle Geschöpf die Tochter seiner Frau war. Es war Edeltraße, ohne Frage.

Als Sie in Dresden ankam, war erst ein Teil des Hauses fertiggestellt. Günther Habra führte seine Stiefochter überall herum und erklärte: dies sollte so und jenes noch anders werden. Sie wußte das alles schon, denn sie kannte ja die Pläne, die ihre Mutter mit den Architekten zusammen ausgearbeitet hatte. Auch das große Marmorbad mit den breiten Stufen und dem Blick über die Elbe, Habras Stolz, bot ihr nichts Neues. „Ich sah die Bilder schon im Journal, Onkel Habra.“

Habra wußte sich mit Sie kaum für die Dauer von fünf Minuten zu unterhalten. Sie lebten in zu verschiedenen Welten. „Es ist nun eben noch ein bißel ungemütlich bei uns“, suchte er zu entschuldigen, in seinem immer etwas singenden Tone, und lächelte verlegen, wobei er sich vergeblich bemühte, ein neues Thema anzuschneiden. Er konnte nur über Gegenstände und Preise, höchstens über Personen sprechen. Die Kunst der Konversation, wie sie Stefanie und Sie beherrschten, wenn sie sich mit Menschen ihrer Kreise trafen, beherrschte er nicht. (Fortf. folgt.)

Die bereits erschienenen Fortsetzungen werden von der Gärtnerschen Verlagsgesellschaft m. b. H. gegen Portovorslag (15 Pf.) nachgeliefert.